



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst August von Hannover und das Jahr 1848

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ernst August von Hannover und das Jahr 1848



reitsches Deutsche Geschichte mit dem Hohenzollernstaate im Mittelpunkt ihrer Darstellung hat, politisch sowohl wie künstlerisch betrachtet, den Vorteil, daß sie eine siegreiche Sache behandelt, für die der Darsteller mit ganzem Herzen eingetreten ist. Preußens Beruf in Deutschland und sein Ziel, das eine Deutsche Reich — kein Geschichtschreiber in alter und neuer Zeit konnte ein schöneres, dankbareres Thema haben. Das unvollendete Werk reicht zwar nur bis an die Schwelle des Jahres 1848, aber es ist mit der Kenntniss des Endziels und noch nach den Erfahrungen der siebziger Jahre geschrieben worden, und das bestimmt die Beleuchtung der frühern Ereignisse. Der Geschichtschreiber ist also nicht mehr ein Ermahner und Prophet in die Zukunft (was immer viel undankbarer ist, weil es nie genau so eintrifft), sondern ein Verkünder des Geschehenen. Er kann auf das Vergangne einfach hinweisen und sagen: Dazu mußte es dienen — und man wird ihm glauben. Wer die Geschichte eines der deutschen Mittelstaaten innerhalb desselben Zeitraums erzählen will, der muß auf diesen Vorteil verzichten, denn er hat vorzugsweise Tendenzen zu behandeln, die dem Einheitsgedanken zuwiderliefen, und wenn er dann noch dazu mit seiner eignen Überzeugung für sie eintritt, so ergiebt sich für ihn die Polemik gegen Treitschke von selbst. Eine solche Polemik betrifft nicht nur Meinungen, den sogenannten Standpunkt, sondern sie dringt vor in das Gebiet des Thatsächlichen, der geschichtlichen Wahrheit. Treitschke hat wegen seiner Behandlung der Vorgänge im Lager der Mittelstaaten schon viele Widersprüche von dorthier erfahren und auch manche Berichtigung hinnehmen müssen; einer kann eben nicht alles ergründen und alles wissen, und seine Aufmerksamkeit war mehr durch den Mittelpunkt der Handlung, dem seine Teilnahme galt, gefesselt, als durch den Umkreis und die Nebengebiete des passiven Widerstands.

Das Buch, mit dem wir heute unsre Leser bekannt machen möchten, bekämpft ihn von einem solchen einzelnen Gebiete aus beinahe auf der ganzen Linie seiner Darstellung, es ist eine neue Geschichte Hannovers, von einem überzeugten Anhänger der alten Regierung, einem treuen Diener seines Königshauses verfaßt, von der uns zunächst ein stattlicher, vorzüglich gedruckter Band vorliegt. *) Herr von Hassell auf Clüversborstel im Bremischen diente früher bei den hannoverschen Gardehusaren und hat sich schon seit den siebziger Jahren durch mehrere größere Werke über die Geschichte seines engeren Vaterlandes vorteilhaft bekannt gemacht. Dieser neue Band ist sehr gut disponirt und gut und klar geschrieben. Der Stoff war zum Teil recht spröde: „Verfassungskämpfe, in die die Fragen der Domänenausecheidung und der Naturalbequantierung der Kavallerie seltsam verflochten sind“; der Verfasser hat ihn mit großem Geschick gestaltet, und seine Darstellung ist nicht nur belehrend, sondern auch für jemand, der einiges Sachinteresse mitbringt, fesselnd.

Die ausführliche Behandlung setzt mit dem Aufhören der französischen Okkupation (1813) ein. Aus dem demnächst zum Königreiche erhobnen Komplex von beinahe zwanzig einzelnen Landschaften sollte ein einheitlicher Staat werden. Graf Münster, ein Staatsmann im großen Stil, leitete als hochgebietender Minister von London aus die auswärtige Politik, soweit sie für Hannover in Betracht kam, die innere Organisation führte mit musterhafter Sicherheit ein ausgezeichnete Beamter durch, der Geheime Rabinettssrat Rehberg, und bald schon machte sich hier der nachmals so berühmt gewordne Einfluß Stüves geltend, der lange, ehe er Minister wurde, zunächst als Schatzrat der Landschaft in Osnabrück, dann als königlicher Assessor im Geheimen Räte in Hannover (seit 1831) thätig war. Er war zu großen Dingen vorbehalten, nachdem Münster, der sechsundzwanzig Jahre lang drei Königen gedient hatte, von Wilhelm IV. gleich nach seiner Thronbesteigung mit den höchsten Ehren verabschiedet worden war (1830). Der Herzog von Cambridge, des Königs jüngerer Bruder und bis dahin Generalgouverneur von Hannover, wurde nun zum Vizekönig ernannt, ein freundlicher Herr, dem die Geschäfte des Landes keine Sorgen machten. Dafür waren die Minister und die Rabinettssräte da. Von besondrer Wichtigkeit war die Formirung des neuen stehenden Heeres nach den Befreiungskriegen. Hervorragende, im englischen Dienst ergraute Offiziere mit Erfahrungen, die in allen möglichen Ländern gesammelt waren, standen zur Verfügung, aber die wohlbegründete Sparsamkeit der Stände schuf überall die größten Hindernisse. Die Einrichtungen gestalteten sich infolge dessen sehr eigentümlich. Die Infanterie lag in Bürgerquartieren, für die

*) Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke von W. von Hassell. Erster Teil. Von 1813 bis 1848. Mit fünf Porträts (Ernst August, Graf Münster, Rehberg, Schele und Stüve). Bremen, Feinhaus Nachfolger.

Kavallerie konnte Ernst August Kasernenbauten nur für je eine Schwadron eines Regiments erreichen, die übrigen lagen auf den Dörfern bei den Bauern in Quartier. Der Verfasser behandelt die militärischen Verhältnisse sehr eingehend und mit aller Sachkenntnis, die nur ihm zu Gebote stand. Sein Vater war der Schöpfer des bekanntlich vortrefflichen hannoverschen Remontewesens. „Bald galt nach dem Urtheil aller Kenner die hannoversche Kavallerie für die bestberittene in Europa. Ich glaube nicht, daß irgend ein Korps existirt hat, dessen Pferdmaterial das der vormaligen hannoverschen Kürassierregimenter übertraf. Englische Offiziere haben zu der Zeit wiederholt versichert, daß es dem der berühmten horse guards völlig ebenbürtig sei. Zwei Schwadronen der Garde du Corps waren nur mit Rappen, der Rest mit dunkelbraunen, eine Schwadron der Gardekürassiere mit Füchsen beritten.“ Die Kavallerie ergänzte sich aus Bauernsöhnen, die als Freiwillige vor dem zwanzigsten Jahre eintraten, die Infanterie durch Konfektion. So schmuck, wie ein solches hannoversches Reiterregiment, sah ein preußisches zu jener Zeit, wo man noch beides vergleichen konnte, allerdings nicht aus, und nicht einmal die Ställe der Garde du Corps in Potsdam strahlten in dem Glanze einer so demonstrativen Ordnung und Reinlichkeit, wie man sie bei den Verbener Gardehusaren finden konnte. Einen viel weniger guten Eindruck machte dagegen, auch auf den Nichtmilitär, die hannoversche Linieninfanterie. Hier sah man die Folgen der Sparsamkeit, von der der Verfasser spricht, beinahe dem einzelnen Mann an, und die Ausbildung muß viel zu wünschen gelassen haben.

Über hundertzwanzig Jahre, seit Georg I., hatten englische Könige von England aus über Hannover geherrscht, und nur einmal in unserm Jahrhundert (1821) war einer, Georg IV., gleich nach seiner Thronbesteigung zu kurzem Besuch herübergekommen. Von umso größerer Bedeutung war es, daß mit Ernst August ein eigener Herrscher zu dauerndem Aufenthalt ins Land kam (1837). Die Regierungszeit dieses Königs bis ans Ende des Jahres 1848 (die letzten drei Jahre Ernsts Augusts sollen in einem zweiten und letzten Bande mit behandelt werden) macht den interessantesten Teil des Buches aus und füllt etwa die Hälfte seines Inhalts. Die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, das Jahr 1848 in Hannover und die ganze Persönlichkeit des Königs im Lichte der historischen Beurteilung sind drei beinahe gleich interessirende Gegenstände.

Der Verfasser hat hier außer den gedruckten Quellen sehr wertvolles Material zur Verfügung gehabt, besonders die gesamten Papiere des 1844 verstorbenen Kabinettsministers von Schele, der den König vor und auch nach der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes beriet, ferner Berichte des hannoverschen Gesandten am Bundestage, von Wangenheim, aus Frankfurt über das Jahr 1848, sowie Detmolds, des Parlamentsmitgliedes, Urtheile an Stüve eben-

daher, endlich zahlreiche schriftliche und mündliche einzelne Mitteilungen und eigne Eindrücke. Dagegen ist ihm die Benutzung des vormalig königlich hannoverschen Archivs für dieses Werk versagt worden, „ohne Angabe der Gründe“ — was ja bekanntlich erst recht seine Gründe zu haben pflegt. Indessen, wie dem auch sei, ohne Liebe und Haß kann man nun einmal nicht gut politische Geschichte schreiben, und wir wollen das Gute nehmen, woher es auch kommt. Der Verfasser zeigt sich in den einzelnen Dingen sehr unterrichtet, und manche von Treitschkes scharfen Aphorismen werden von hier aus ergänzt oder auch zu Gunsten Hannovers und seiner Regierung berichtigt werden müssen. In andern Fällen geht die Polemik fehl, und da wirkt der Eifer nicht vorteilhaft für den Eindruck des Buches. Z. B.: „Es ist kaum zutreffend, von einer erblichen Mittelmäßigkeit der vier George zu sprechen (Treitschke). Einen Vergleich mit dem zweiten, dritten und vierten Friedrich Wilhelm von Preußen halten sie wenigstens aus.“ Macaulay, Thackeray oder Carlyle würden das wohl nicht unterschreiben. Aber auch abgesehen von der Anknüpfung an Treitschke wird durch das ganze Buch hindurch gegen Preußen Hannover ausgespielt in seltsamen Vergleichen von Ereignissen und Persönlichkeiten, so wenn der Sieg der hannoverschen Herzoge über die Franzosen an der Conzer Brücke (1675) sich „den unter ganz ähnlichen Verhältnissen erfochtenen Schlachterfolgen von Mars la Tour und Gravelotte dreist an die Seite stellen kann,“ und an derselben Stelle zur weitem Ausgleichung der Werte der „große“ Kurfürst von Brandenburg mit Gänsefüßchen erscheint. Viele kleine Anekdoten, in denen preussische Personen lächerlich gemacht oder von hannoverschen Offizieren durch treffende Antworten mattgesetzt werden, sind an und für sich manchmal so nett, daß man sie am liebsten wiedererzählen möchte, aber dem Buche schaden solche Reibungen doch, denn sie erscheinen da mehr als Ausdruck einer persönlichen Verstimmung, mit der man sich nicht leicht das unbefangne Urteil eines historischen Schriftstellers verbunden denken wird. Und wirklich lesen wir Seite 399 in einem Vergleich Ernst Augusts mit Friedrich dem Großen folgende merkwürdige Worte: „Und in mancher Hinsicht erinnert sein ganzes Regierungssystem, ja selbst seine Persönlichkeit an das bewunderte Vorbild, das er in sittlicher Hinsicht weit übertraf(!). In der Politik verfügte er über eine reiche, wenn nicht eine reichere(!) Erfahrung als Friedrich, gepaart mit einem ungewöhnlich scharfen Urteil über Menschen und Dinge, und wenn ihm vielleicht(!) auch dessen Felsherrnngenie abging, so besaß er doch ein ebenso reges Interesse und das gleiche Verständnis(!) für militärische Verhältnisse.“ Diese Worte klingen so seltsam, daß man wohl sagen darf: Wer so urteilt, der hat, in dem einen Falle wenigstens sicher, den Maßstab verloren. Und dieses ist nun weiter auch wohl der allgemeine Eindruck, den ein selbständig urteilender Leser nach der Lektüre des ganzen Buches haben wird. Er müßte ohne allen Raumsinn sein

oder jedes Gefühl für Groß und Klein beiseite lassen, wenn dieses, man möchte sagen, provozierende Vergleichen Hannovers mit Preußen nach seinem Sinne wäre, das ihm überall in den größten und in den kleinsten Dingen entgegentritt, von der ausgeführten politischen Parallele an bis herab zu der andeutenden Anspielung auf Zufälligkeiten oder persönliche Züge. Das alte Erbrecht eines Herrscherhauses, das schon die Herzogskrone trug, als aller andern deutschen Fürsten Vorfahren noch einfache Grafen und Markgrafen waren, der zähe, harte Sinn der niedersächsischen Bevölkerung und die wenigstens über die Spitzen der Gesellschaft leicht hingestrichene englische selbstzufriedne Eleganz, das alles ist ja gewiß wertvoll als Besitz und als Grundlage und Voraussetzung zu weiterem Erwerb. Aber zu allerletzt fragt doch die wirkliche Geschichte weniger nach Stammbäumen und historischen Ansprüchen als nach Thatfachen und nach geleisteter Arbeit, nach Erfolgen. Wollte man nun hier an der Hand des Verfassers das Spezifische des einen Teils zu ermitteln suchen, um dann zu einem ernsthaften, strengen Vergleiche zu kommen, so würde man etwa folgendes sagen: Das Hannover, das er uns schildert, hat ausgezeichnete Beamte, namentlich hervorragende Juristen, ferner gute Offiziere und vortreffliche Pferde gehabt. Schulzes bezauberte Rose aber (an die wir in jedem Buche eines Hannoveraners mindestens einmal erinnert werden) ist nicht nur eine an sich bescheidne, sondern vor allem auch eine ganz einsame, alleinstehende Blume gewesen. Preußen andrerseits hat nicht nur die anmaßenden und annexionslustigen Staatsmänner hervorgebracht und die prahlreichen und gesucht schneidigen Offiziere, die den durch ihre vornehmen Umgangsformen vor andern ausgezeichneten hannoverschen so unsympathisch waren (S. 187), sondern es hat auch mittlerweile so viel höhere geistige und künstlerische Kultur in sich gesammelt, daß es dem übrigen Norddeutschland davon mitteilen kann und muß. Die geistigen Kräfte des ehemaligen Hannovers endlich sind auch in Preußen zur Geltung gekommen, wofür man nur an einige der bedeutendsten Namen zu erinnern braucht: Leonhardt, Windthorst, Pland, Bennigsen, Miquel, Bödeker, Graf Münster — und wenn des Verfassers Kameraden nicht 1866 scharenweise nach Sachsen gegangen wären, so würde auch dieses von ihm so treffend gezeichnete Offiziersselement, in dem sich niedersächsische Tüchtigkeit mit englischem Schliff verband, innerhalb des preußischen Heerwesens zu größerem Einfluß gekommen sein. An einer Stelle bemerkt der Verfasser, der Hannoveraner wisse, daß alles veränderlich gewesen sei außer der Dynastie. „Deshalb hat auch keine Fremdherrschaft die Überzeugung von einer demnächstigen Restauration des legitimen Herrscherhauses je zu erschüttern vermocht, und bis auf den heutigen Tag hat sich der zähe, harte Sinn der Niedersachsen wohl beugen, aber nicht brechen lassen.“ Ähnliche Andeutungen finden sich öfter. In der Vorrede heißt es: „Sedenfalls wird der Leser ersehen, daß ich mich bestrebt habe, unbeirrt durch Partei-

rücksichten, die Wahrheit zu erforschen.“ Ob sich aber die Wahrheit auch willig finden läßt und nicht vielmehr oft den Suchenden äfft und täuscht? Mit einer großen Täuschung, die für das ganze Buch folgenreich gewesen ist, haben wir uns ja eben beschäftigt.

In Bezug auf die Regierung Ernst Augusts enthalten die Dokumente des Verfassers sowohl wie seine Ausführungen viel wichtiges. Auch seinen Urteilen können wir uns mit einigen Vorbehalten anschließen. Ernst August war ganz gewiß ein kluger Mann. Das zeigen allein schon seine Randbemerkungen zu den Berichten seiner Gesandten und Minister. Daß sie oft nicht in richtigem Deutsch geschrieben waren, wie denn der König auch nur sehr unvollkommen deutsch sprach, war nicht seine Schuld; es lag an seiner wunderlichen Erziehung und gehört mit in das große Kapitel der „vier George.“ Er hatte seine Jugend genossen in Kreisen, nach deren Auffassung ein Prinz nicht auf tiefere geistige Bildung zu sehen brauchte. Er hatte gegen die Franzosen gekämpft, persönlich mit dem Säbel in der Faust, unerschrocken und tapfer bis zur Waghalsigkeit, er hatte schwere Verwundungen davon getragen, und ein ausgeschlagnes Auge erinnerte zeitlebens daran. Er war und blieb ein leidenschaftlicher Soldat und würde sich in einem aktiven Kommando bei jeder kriegerischen Expedition wohl gefühlt und vortrefflich bewährt haben. Nun mußte er in England den unthätigen Prinzen und Hochtory spielen oder in Berlin mit einer militärischen Scheinstellung vorlieb nehmen, die er der Freundlichkeit seines Schwagers Friedrich Wilhelm III. verdankte, und es blieb bei den Familienverhältnissen seiner Brüder, der Söhne Georgs III., lange ungewiß, ob er noch jemals einen Thron besteigen würde. Als es endlich dazu kam, war er sechsundsechzig Jahre alt, und es ist eher zu verwundern, daß er sich noch so in die Verhältnisse seines Landes hineinfand, als daß man Grund hätte, sich ihn als den vornehmsten Statisten seines Königreichs vorzustellen. Das vielgenannte Staatsgrundgesetz, das unter Wilhelm IV. schon bald nach Graf Münsters Rücktritt hauptsächlich von Dahlmann entworfen, aber erst Ende 1833 publizirt worden war, bestimmte unter anderm die Vereinigung der Landeskassen und die Ausscheidung einer bestimmten Domänenmasse, deren Ertrag dem Könige zustehen sollte, also einer Zwilliste gleichkam. Dem Entwurfe, ehe er den Ständen vorgelegt wurde, hatte nicht nur der König, sondern auch der mutmaßliche Thronfolger Ernst August mit ausdrücklicher Bezugnahme auf das Finanzthema dem Könige gegenüber zugestimmt. Später, als die Minister dem Prinzen das fertige Gesetz nur zur Kenntnissnahme, nicht damit er als Agnat zustimme, übersandten, erklärte er ihnen unzweideutig, daß er sich an das Gesetz nicht gebunden halte (29. Oktober 1833). Kurz darauf ließ er keinen Zweifel darüber, daß ihm die Kassenvereinigung und die Abhängigkeit des königlichen Einkommens von der Bewilligung der Stände nicht gefalle (März 1835). Im Dezember nahm er dann Scheles Rat in

Anspruch, weil er wußte, daß dieser in der Domänenfrage mit ihm übereinstimmte. Dessen Promemoria an den Prinzen vom 8. Januar 1836 teilt Hassell in der Beilage seines Buches mit. Am 18. Dezember 1836 erklärt sich der Prinz so deutlich und ausführlich über die Unzweckmäßigkeit der Klassenvereinigung gegenüber dem Kabinettsrat von Falcke, daß über die Meinung des künftigen Königs kein Zweifel mehr sein konnte, bis gleich nach der Thronbesteigung noch deutlichere Anzeichen erfolgten, und am 1. November 1837 endlich das berüchtigte königliche Patent erschien, das das Staatsgrundgesetz aufhob. Am Gelbe war dem König nicht gelegen, denn er lebte auch später immer sehr einfach und übernahm oft Ausgaben für das Land auf seine eigene Kasse. Ihm kam die Beschränkung auf die Zivilliste unwürdig vor, und zu dieser Form des Souveränitätsgefühls gesellte sich ohne Frage eine durch die Zeit und das Nachdenken, wie es zu gehen pflegt, gesteigerte Empfindlichkeit darüber, daß er als nächstbeteiligter Agnat nicht förmlich um seine Zustimmung ersucht worden war. Hätte man den König gekannt als Regenten und vor allem als Wirtschaftler, wie wir ihn jetzt kennen, hätte man gewußt, daß es sich für ihn nur um ein Prinzip handelte, so würde die Aufregung gewiß weniger groß gewesen sein. Rechtlich war des Königs Position nicht so desperat, wie die kurze Fassung der populären Geschichtsbücher es darzustellen pflegt, und die Männer, die seine Meinung teilten, waren wahrlich weder Dummköpfe noch Schurken, wenn sie auch zum Teil später von der öffentlichen Meinung so behandelt wurden, als wären sie eins von beiden. Aber die Maßregel wirkte verhängnisvoll. Handelte es sich für den König um ein Prinzip, so war man damals auf der andern Seite in Prinzipien erst recht empfindlich. Weil in der Sache zu wenig auf dem Spiele stand, so hat der heutige Leser für die Feierlichkeit, mit der dieser Kampf für die Verfassung von 1833 jahrelang von der Opposition gegen die Regierung des Königs geführt wurde, keine ganz entsprechende Empfindung mehr. Vieles erscheint uns heute kleinlich, manches kaum ernsthaft zu nehmen; die damalige Zeit vertrug eben noch viel mehr Pathos. Zur Versöhnung that dann der alte König sein möglichstes. So kam das Jahr 1848 heran. Es sollte zeigen, wie fest und sicher er in seinem Lande stand, während andre deutsche Throne bedenklich erschüttert wurden.

Abgesehen von einer kleinen Revolte in Hildesheim verlief die ganze Freiheitsbewegung im hannoverschen Lande wie ein Kostümfest; das Feuer zündete nicht. Der niedersächsische Bauer war für dergleichen Dinge nicht zu haben, eine Industriebevölkerung, die man hätte aufregen können, gab es nicht, und das Kleinbürgertum der Städte fühlte sich im ganzen wohl und war zufrieden. In der Residenz gab es zwar Protestversammlungen und Böbelaufläufe, aber wie harmlos war das alles im Verhältnis zu dem, was anderswärts geschah! Der alte Ernst August kannte keine Furcht, er ließ sich nichts

abzwingen und empfing die Deputationen mit Ruhe und nicht ohne Humor; allmählich jedoch gewährte er, was er für richtig hielt, nicht mehr, und noch lange, nachdem das tolle Jahr vergangen war, konnten im Hannoverischen die Kinder ihre Väter mit einem gewissen Stolz sagen hören: Unser König ist der einzige Monarch, der nicht gewackelt hat. Herr von Hassell giebt hier in diesem schönsten Teile seines Buches ein Bild, dessen Gesamthaltung mit meinen eignen Erinnerungen übereinstimmt. Er schildert dann des Königs Verhalten zum Bundestage und zum Frankfurter Parlament mit ganz neuen Strichen nach den Papieren Wangenheims, seine Vorschläge zu einer neuen Bundesverfassung, seine Erklärung gegen die Zentralgewalt (den Reichsverweser) im Juli und was darauf folgte. „Daraus, sagt mit Recht der Verfasser, mag der Hannoveraner mit berechtigtem Stolze erschen, daß die Politik seines alten Königs nirgends das Licht zu scheuen braucht, und wie ernst es ihm darum zu thun war, Deutschland einig und stark zu machen. An ihm hat es wahrlich nicht gelegen, wenn genau dasselbe Ziel, das in unsern Tagen durch zwei blutige Kriege erkämpft werden mußte, nicht bereits im Jahre 1849 auf friedlichem Wege erreicht wurde.“ Jedenfalls wären zunächst die Märztage in Berlin wesentlich anders verlaufen, wenn an der Stelle seines königlichen Neffen der alte Ernst August gestanden hätte.

Auf ihn pflegte man in Hannover gern das Wort: Jeder Zoll ein König anzuwenden, weil er sich niemals etwas vergab und mit einer großen äußern Würde, dabei aber einfach und ohne allen Schwulst aufzutreten pflegte. Der Verfasser schildert ihn außerdem noch von einer Seite, die wohl nur bevorzugte Beobachter kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Er mag ja Herzensgüte gehabt und einzelnen auch gezeigt haben, aber gleich geliebt von hoch und niedrig war er nicht. Der Adel war begreiflicherweise einem solchen König mit Leib und Seele zugethan, die Stadt Hannover verdankte ihm eigentlich alles und liebte ihn dementprechend, die Landbevölkerung verehrte ihn in größter Loyalität (wie man auch den Mikado verehrt, den man nie zu sehen bekommt), aber in dem gebildeten Mittelstande, aus dem die Advokaten und Professoren hervorgingen, von denen in diesem Buche oft die Rede ist, und die der Verfasser nach den Vorstellungen seines Standes in eine unvoretheilhafte Beleuchtung setzt, als nötig war, in diesem Mittelstande, abgesehen von einigen Familien höherer Beamten, war der König entschieden nicht beliebt. Es fehlte ihm eben die Eigenschaft der Leutseligkeit (deren Mangel ja in der bevorzugten nähern Umgebung eines Herrschers noch nicht als Defekt empfunden wird), man fürchtete seine Schärfe, sein stolzes, eigenwilliges Wesen, man hatte großen Respekt vor ihm, aber zur Liebe gehört noch mehr.

Ehe wir von Hassells Buch Abschied nehmen, mag noch ein Bericht, weil er von allgemeinem Interesse ist, über einen zweimaligen Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Hannover im Jahre 1848 hervorgehoben werden.

Zuerst sei der Prinz auf der Flucht von Berlin nach England nicht über Mecklenburg, wie gleichzeitige Zeitungsnachrichten melden, deren Behauptung der Verfasser auf eine Verwechslung zurückführt, sondern über Hannover gegangen; der Verfasser erzählt hier nach einem Bericht einer Staatsdame der Königin Marie, den diese persönlich bestätigt und ergänzt habe:

Als der Kronprinz mit seiner Gemahlin am Nachmittage des 22. März wie gewöhnlich im Palais erschien, erfuhr er zu seiner Überraschung, daß der Prinz von Preußen abends eintreffen würde. Den alten König Ernst August versetzte die telegraphische Ankündigung seines Besuchs in die allerübelste Laune. Er war in frühern Jahren selbst oft genug der Gegenstand des erbittertsten Volkshasses gewesen, und dafür, daß man einer solchen Kundgebung ausweichen könnte, hatte er absolut kein Verständnis. „Der Wilhelm kommt, sagte er, ich will ihn aber nicht sehen, ich bin krank.“ Er beauftragte daher seinen Sohn, den hohen Gast am Bahnhofe zu empfangen, wo er bereits alle erforderlichen Sicherheitsmaßregeln angeordnet hatte. Gegen zehn Uhr abends lief der Zug, der den Prinzen brachte, in die Halle ein. Da seine Anwesenheit nur einzelnen Personen bekannt geworden war, so befanden sich in der späten Abendstunde nur wenige Menschen auf dem Bahnhofe, der übrigens durch zahlreiche Polizisten abgesperrt war. Auch die Anwesenheit des Kronprinzen scheint, trotzdem er in Uniform gekommen war, wenig beachtet worden zu sein, sodaß er ohne Zwischenfall mit seinem Gaste im Palais an der Adolfsstraße anlangte, wo die Kronprinzessin inzwischen den Thee bereitet hatte. Prinz Wilhelm war nur von einem Adjutanten begleitet. Er war sehr erregt und bewegt. Die Ereignisse in Berlin, von denen er erzählte, hatten offenbar einen tief erschütternden Eindruck auf ihn gemacht. Nach kaum zweistündigem Aufenthalte brachte ihn der Kronprinz wieder zur Bahn, und er bestieg nach einer herzlichen Umarmung den bereitstehenden Hamburger Zug. Mit den Worten: „Nie werde ich deine gastfreundliche Aufnahme vergessen“ fuhr er davon. Am nächsten Tage, Donnerstag den 23. März, trat das „Märzministerium“ seine Thätigkeit an, das bedeutendste und segensreichste, das Hannover je besessen hat.

Über den zweiten Aufenthalt des Prinzen nach der Rückkehr aus England geben wir das Wichtigste im Auszuge. Der Prinz war am 5. Juni eingetroffen und logierte als Gast des Königs im kleinen Palais im Georgengarten. Der alte Ernst August war über den Besuch hoch erfreut; er hoffte, daß er durch den Prinzen auf Friedrich Wilhelm IV. einwirken und diesen weiter nach rechts treiben könne. Er warnte ihn am folgenden Tage dringend, sich an den Sitzungen der Berliner Nationalversammlung zu beteiligen, weil er sich dort nur Insulten aussetzen würde, und der Prinz versprach es. Bekanntlich nahm der Prinz aber doch teil, und als er ein Jahr später, um das Kommando gegen den badischen Aufstand zu übernehmen, eilig durch Hannover reiste und den König nur flüchtig begrüßte, meinte dieser, dem Prinzen sei ein Wiedersehen und Aussprechen peinlich gewesen, nachdem er sein Versprechen nicht gehalten und die vorausgesagte unangenehme Erfahrung in der Nationalversammlung gemacht habe. So steht in einem Briefe Ernsts Augusts an den Herzog von Wellington vom 12. Juni 1849 zu lesen. Damals aber bei dem

Besuche des Prinzen am 6. Juni 1848 verständigten sich beide Fürsten aufs beste. Der preußische und der hannoversche Bundestagsgesandte erhielten gleichlautende Instruktionen über eine „außerordentliche zentrale Exekutivgewalt,“ die drei deutschen Staatsmännern provisorisch übertragen werden sollte. Es war genau vier Wochen, ehe Ernst August seinen Ständen durch die Minister die Kundgebung gegen den Erzherzog Reichsverweser und die neue Frankfurter Verfassung zugehen ließ. Beim Abschied sagte der Prinz zum Könige: „Lieber Onkel, wie soll ich dir alle deine Liebe und Freundlichkeit vergelten, die du mir stets und namentlich bei dieser Gelegenheit bewiesen hast?“ Tief bewegt erwiderte der König: „Wenn ich einmal nicht mehr bin, so nimm dich meines blinden Sohnes an.“ Der Prinz reichte dem Könige beide Hände, und ein kräftiger Händedruck sagte, daß er gern bereit war, diesen Wunsch zu erfüllen. Mit dem Zuge elfeinviertel Uhr vormittags reiste er sodann über Magdeburg nach Berlin ab. (Hierauf werden die Zeugen der einzelnen Vorgänge genannt.)

Herrn von Hassells Buch ist eine Parteischrift, aber eine sehr gute, aus der jeder sein Teil lernen kann. Sie ist auch solchen Verfassern populärer Darstellungen zu empfehlen, die den König Ernst August possenhaft karikieren und gleichzeitig den Heldensinn seiner verfassungstreuen Opponenten im höchsten Bombast feiern, mit einem Wortvorrat, mit dem man etwa Schulkindern von den Helden von Thermopylä oder von Arnold Winkelried erzählen könnte. Der alte Ernst August war alles andre eher, als eine komische Figur! Das Jubiläumsjahr der achtundvierziger Revolution wird uns ja wohl noch öfter Erinnerungen auch an ihn bringen. Heute haben wir ein reich illustriertes und außerordentlich wohlfeiles Buch von Hans Blum vor uns, das gewiß eine weite Verbreitung finden wird. *) Darin heißt es unter der Überschrift: Die Märzbewegung von 1848 in Hannover: „Der Charakter des Königs Ernst August ist früher geschildert worden (nämlich mit den Worten, daß er die Lüge gewagt habe, er sei in Bezug auf das Gesetz von 1833 nicht gefragt worden, und daß man in England mit Recht von ihm gesagt hätte, er habe alle Verbrechen begangen außer dem Selbstmord). Er hatte die Verfassung des Landes freventlich gebrochen und seit elf Jahren wie ein Sultan regiert oder wie ein Stuart vor der Revolution von 1648. Er hielt nicht einmal für nötig, ordentlich deutsch zu lernen und zu sprechen. Außerdem aber fing in seinen Augen der Mensch erst beim Baron an; deshalb stellte Ernst August in allen höhern Staatsämtern nur Adliche an. Wie auf diesen Selbstherrscher eine seit elf Jahren in Hannover unbekannte liberale Bewegung („Bewegungen“ waren doch seit 1837 genug gemacht, eine wie die von 1848 aber auch im

*) Die deutsche Revolution 1848—49. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. Mit 256 authentischen Beilagen. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.

übrigen Deutschland nicht bekannt geworden!) wirken würde, darauf durfte ganz Deutschland gespannt sein. In der That vernahm er die Kunde von der Pariser Februarrevolution mit der hochmütig-geringschätzigen Gleichgiltigkeit eines britischen Großgrundbesizers, dessen Pächter oder Hinterfassen sich einbilden, Menschen zu sein und menschliche Rechte zu haben. Denn Hannover war in seinen Augen sein von den Vätern ererbtes Rittergut, weiter nichts." Nach dieser Einleitung, die sehr gut im Lahrer Hinkenden Boten hätte stehen können (d. h. in einem ältern Jahrgang), kommt Hans Blum auf die „denkwürdige und drastische Weise,“ in der sich der König gegen eine städtische Deputation am 6. März (es war übrigens der siebente) ausläßt, zu sprechen und giebt für Freunde des Komischen „das ernst-augustinische Deutsch in seiner ganzen Schönheit wieder.“ Bei Hassell aber lesen wir dieses Deutsch anders, der aber hat es aus Bodemeyer, und da konnte Hans Blum schon seit langem lesen, wie der kluge König trotz seinem gebrochenen Deutsch mit seinen Sarkasmen die Herren Buchdrucker und Maurermeister, die eine Volksvertretung beim Bundestag wünschten, recht in die Enge trieb, indem er ihnen unter andern die köstlichen Worte sagte: „Was den dritten Punkt betrifft, so bekenne ich, daß ich vielleicht zu dumm bin, um zu verstehen, was Sie eigentlich meinen. Sie scheinen sich aber selbst nicht klar gemacht zu haben, auf welche Weise sich der Wunsch einer Volksvertretung beim Bunde realisiren ließe. Die Deutschen glauben, sie können die Einheit machen auf dem Papier. Wenn sie wollen, so haben sie die Einheit; dann müssen sie aber gehen durch Blut bis an die Brust usw.“ Hierbei wird wohl niemand etwas zu lachen finden. Blum erzählt nun weiter von den Märztagen im Stil eines Heldengebichts mit der nötigen Abtönung für die Gegenseite (Welsendünkel, frevles Spiel, frivole Weise usw.) und schließt sein Drama so: „In der Nacht des so ereignisvollen 18. März entließ er die alten Minister, bewilligte die Forderungen des Volks, versprach einen verfassungsmäßigen Lebenswandel und berief vor allem zum Jubel des Volkes denselben Mann, der 1837 für die vom König mit Füßen getretene Verfassung gekämpft hatte, den Bürgermeister Stüve von Osnabrück, an die Spitze des neuen liberalen Märzministeriums. Es war überall dasselbe Schauspiel: die von der Reaktion am bittersten Verfolgten mußten nun die im Märzsturm schwankenden Throne stützen.“

Ganz so rührend war es nun freilich nicht, und so theatralisch und fing es auch nicht zu. Zunächst war Stüve niemals von der Reaktion verfolgt worden, sodann trat er keineswegs an die Spitze des Ministeriums. Das that vielmehr ein Aristokrat im vollsten Sinne vom Kopf bis zur Zehe, Graf Bennigsen, der Sohn des berühmten russischen Generals, der Vertrauensmann des Königs, dem er durch den abgehenden Minister von Falcke, des 1844 verstorbenen Schele Nachfolger, empfohlen worden war. Bennigsen führte auch im Verein mit seinem Freunde Wangenheim in den nächsten Jahren die

auswärtige, d. h. allgemein-deutsche Politik des Königs. Stüve bekam das Departement des Innern und wurde nicht in jener ereignisvollen Nacht, sondern erst am 21. durch einen Kurier aus Osnabrück gerufen, und nach vielen Schwierigkeiten konnte das Ministerium sich am 23. dem Könige vorstellen. Stüve endlich war weder ein lärmender Demagoge, noch sah er sich für einen gekrönten Märtyrer an, sondern er war ein in stiller Arbeit aufgewachsener, konservativer und königstreuer Mann, der sich entsetzen würde, wenn er wissen könnte, daß er und sein liebes Hannoverland zu einem solchen Zerrbild für die Nachkommen hat erhalten müssen.

Das also nennt man Geschichte fürs Volk schreiben. Es ist weder historisch, noch volkstümlich, sondern burlesk. Allerdings ist dieser Abschnitt über Hannover wohl der unvoretheilhafteste in dem Buche von Blum, das im übrigen auch seine Vorzüge hat. Diese bestehen in einer übersichtlichen und leicht faßlichen Erzählung der Ereignisse und in den vielen zeitgeschichtlichen Dokumenten als Beilagen: Zeitungsblätter, Flugschriften, Karikaturen. Es war ein dankbarer Stoff. Aber wir Deutschen zeigen leider oft einen unentwickelten Geschmack, man hätte wünschen mögen, dieses erste Buch über das tolle Jahr wäre einfacher, edler, vornehmer, kurz weniger im Volkskalenderstil geschrieben worden.



Reichsländische Zeitfragen

Von Emil Kühn

4. Volksüberschätzung und Volksschmeichelei



Im Reichslande ist es seit dem Statthalter von Manteuffel üblich geworden, daß der Statthalter während der jährlich wiederkehrenden Tagung des Landesausschusses dessen Mitglieder einmal in corpore zur Tafel ladet. Während der Tafel oder gleich nachher hält dann der Statthalter eine Rede, die vom Präsidenten erwidert wird. Die Rede unsers stellvertretenden Staatsoberhauptes hat in der Regel ein zugleich politisches und intimes Gepräge. Er steigt zwar darin nicht unmittelbar auf den parlamentarischen Kampfplatz herab, nähert sich ihm jedoch mehr als in dem feierlichen Staatsakt der Eröffnungsrede und benützt die Gelegenheit, sich in ungezwungener Weise über das auszusprechen, worauf er besondern Wert legt. Das Ganze ist eine Nachahmung der parlamentarischen Abende bei Fürst Bismarck, ist aber, örtlich betrachtet, insofern anders und wichtiger, als der Statthalter herkömmlicherweise an den Parlamentsverhandlungen nicht teilnimmt und deshalb fast nur auf diesen Anlaß angewiesen ist,